

Zu arm.

Sing als Kind einst durch der Buben
Reifen.
Bunter aufgeputzter Fahnenständer,
Tral befangen in die schönste ein,
Als die Leute mich zum Kaufen luden.

Meine Sehnsucht war ein Zuderberg,
Halt' gepart dazu gar manchen Dreier,
Wer ermißt jedoch des Kindes
Schmerz?

Das bemalte Herz war viel zu theuer,
Traurig schlich ich mich nach Hause
hin.

Wollte nichts von Lust und Freude
wissen.
Hatte nur das schöne Herz im Sinn,
Und noch lange weint' ich in die Reif-sen.

Später hat die Mutter mir geschenkt
Zuckerbergen rosentraumumwunden,
Doch ich hab' mit Thränen sie ge-
tränkt.

Und darunter jenes nicht gefunden. —
Jahr gingen und ich war erblüht,
Sammelte des Geistes schönste Gaben,
Wies, was im Liebesfrühling glüht,
Bot ich einem lieben, stolzen Knaben.

Aber ach, sein Herz errang ich nicht,
Nicht mit Weinen, nicht mit heiligem
Beten.

Meine Liebe, reich und heiß und licht,
Ward von seinem Krüge jäh zertriten.
Thränen hatte ich dafür nicht mehr,
Als mein Glück zerbrochen lag in
Scherben.

Doch das Leben war mir bitter schwer,
Und wollte weiter nichts als sterben.

Ob auch Herzen mir jetzt viel gebracht,
Lieb' ich ernte, wo ich Liebe säte;
Oft kommt doch die Sehnsucht über
Nacht

Nach dem einen, welches mich ver-
schmähte.
Johanna Ambrosius.

Mama.

Von H. E. de Forge.

Unvorsicht' allehergehung aus den Fran-
zösischen von A. Triebhorn.

Ungehindert, voll und klar flutete
das Licht in das Krankenzimmer!
Wenn dies allein schon einen scharfen
Gegenfall zu der sonstigen Vorstellung
von einem Krankenzimmer ergiebt, so
war auch die ursprüngliche Bestimmung
des Raumes eine ganz andre gewesen,
und erst die Unbill des Krieges hatte den
hübschen kleinen Salon des Schlosses
von Longueval, in der Nähe von Beau-
geny, zum Krankenzimmer umgewan-
delt. Sechs verwundete Offiziere waren
in diesem improvisierten Lazarett unter-
gebracht. Alle sechs waren wir bei
Commiss' verwundet worden, jedoch
schien keiner von uns in Lebensgefahr;
seitdem das erste Wundfieber vorüber
war und die Schmerzen nicht mehr an-
dauerten, sondern nur für Augenblicke
schmerzhaft machten, gewannen die Le-
benslust bei allen wieder die Oberhand.

Einer dem Andern noch vor kurzen
fremd, hatten wir uns gegenseitig vor-
gestellt und waren auch alle sechs gleich
als vertrautem Volk mit einander. Denn
Alle, wie wir da lagen, hatten für das
Waterland unter Blut verossen und das
bäseliche Geschick hatte uns alle zusam-
men geführt. So vereinigete uns gleich-
sam ein unsichtbares Band der Wahl-
verwandtschaft mit einander.

Man wußte, daß die Preußen zu-
rückgedrängt und Orleans wieder von
unseren Truppen besetzt war, und un-
sere Unterhaltungen, so von einem Welt-
zum andern, hatten in diesem Bewußt-
sein fast etwas Fröhliches, Siegesfröh-
liches angenommen.

Drei von uns waren in Saint-Ger-
main und obgleich uns sehr verschie-
denen Semestern, waren wir doch durch
die Schulerinnerungen halb ganz
vertraut mit einander. Wir waren wie
die Kinder, durchlebten im Geist wieder
manchen lustigen Streich, den wir unse-
ren Lehrern gespielt und liehen diese
selbst in ihren kleinen Schwächen und
Eigenheiten mit uns an uns herbei-
zuführen. Wie zur Schlußzeit in Saint-Ger-
main, ohne jede Rücksicht auf die
Mangabzeichen, welche unsere am Füh-
ende der Betten liegenden Uniformen
trugen.

Einer von uns, noch ganz jung, war
schon Major; lustig und von fröhli-
chem Witz rief er in der Unterhaltung
Alles mit sich fort; er hatte zwei Stel-
gen im Hüftgürtel, doch war es kein
schwerer Koll. Ein Andern, grade aus
der Militär-Schule entlassen, war gleich-
falls schon Feuer durch eine Granat-
splitter verwundet worden. Ich selbst
war erst vor ganz kurzer Zeit aus Afri-
ka zurückgekehrt; mir war ein Arm
durch einen Streifschuß von der Hand
bis zur Schulter ausgerissen. Man hat
die Amputation vorzuziehen wollen,
als ich hatte mich dem mit aller Ener-
gie widersetzt, denn ich wollte nicht
leben, denn ich wollte nicht leben!
Mein Gefährte hat mir Geistes-
kraft, als ich noch heute
und mit gesundem Gliedern.

Von den drei Andern war einer
Leutnant von der Artillerie; dieser
wollte uns lange wissenschaftliche Aus-
einandersetzungen halten, die wir uns
jedoch stets verbot, ein Offizier vom
Train, mit einem Kindergeiz, der
aber seinen Satz ohne einen derben
Stich zu Ende bringen konnte, und
endlich noch mein Bettmachbar, ein noch
blühender, fast barloscher Offizier, der
entschieden von uns Allen am trübsinnig-
sten war. Er hatte einen Schuß in die Brust
erhalten, doch waren seine edelsten Theile
verletzt worden.

Es ging wirklich lustig bei uns zu
und vor von den Sechsen noch am Leben,
wird sicherlich nicht ohne ein Gefühl
der Rührung an „unserer Willkür“,
wie wir sagten, zurückdenken können.

Ich wenigstens sehr greifbar deutlich
das schöne, lustige Zimmer mit den
weisseidnen Gardinen, den gefälligen
Wänden und der Decke vor mir! Wie
oft habe ich mich an den kleinen Amo-
retten erfreut, welche da zwischen rosa
Wollfäden am Blafond hin und her
hüpfen und wohl auf arberes als auf
unser sechs Betten herab gesehen hat-
ten.

Durch drei breite Fenster konnten
wir die Bäume des Parks erblicken,
welche ganz mit Reif bedeckt waren,
und es überkam uns ein coquifisches Ge-
fühl des Geborgenseins in unserem
schönen Salon und in unseren weichen
bequemen Betten; dies Gefühl war dop-
pelt groß, wenn wir der Entbehrungen,
der Kälte und Strapazen gedachten,
welche wir durchgemacht hatten.

Aber eigentlich ging all' dies Wohl-
behagen von der barmherzigen Schwei-
ster aus, welche uns pflegte. Sie ver-
schönte und verklärte Alles um uns her-
um. Ach, die liebe, treue Schwester!
Sie hatte gar keine Ahnung, wie hübsch
sie war und welche liebreizende Wirt-
schaft sie mit ihrer weichen Kopfbede-
ckung, deren lange Bänder wie Flügel
zu beiden Seiten herabhingen. Es sah
wie Engelsflügel aus! Und dann —
diese klaren, blauen und doch so tiefen
Augen und das blonde, förmlich ju-
welig gestrichene Haar, welches aber doch
an den Seiten trotz der weichen Stirn-
binde hervorquoll! Mit ihrem sanften
Lächeln und der jugendlichen Erheb-
lung war sie ein heiligtüchtiges Mittel
für unsere Leiden.

Wie schlicht und einfach war sie,
wenn sie so leise den Salon durch-
schritt, in ihre Schritte gar nicht hörte
und nur lässlich ihre silberklare Stimme
vernahm, welche sagte: „Nun wohl, wie
geht's Euch, Kinder?“ Dies Wort
„Kinder“ aus dem lieblichen Munde
an uns sechs Soldaten gerichtet, die
wir uns riefen über 2 Jahre älter wa-
ren, als sie, sie löste einen rührenden
Klang! Aber wie erliche und sofsame
Kinder waren wir auch! Wie schnell
schwiegen wir, wenn sie sagte: „Seid
nicht so laut.“ Wie gehoramt waren
wir, wenn sie befahl: „Hauptmann La-
roumiere, wollen Sie wohl die Arme
unter die Decke heben — Sie dürfen
sich nicht erkälten.“ Herr Hubard,
nenn ich noch einmal Ihre derben Re-
den hören, so spreche ich während
des ganzen Tages kein Wort mehr mit
Ihnen — „es ist nicht nett von Ihnen,
Lieutenant, da liegen Sie nun wieder
auf der Seite und der Doktor will
doch, daß Sie auf dem Rücken ausge-
streckt bleiben.“

Ob sie wohl ahnte, welche göttliche
Zuneigung wir Alle für sie empfanden?
Ob sie vermuthete, daß wir manchmal
ganz heimlich unsere Deden in Unor-
dnung brachten, einzig und allein, damit
sie sich dem Bette näherte? Ob sie wohl
noch daran denkt, wie wir steheten, wenn
sie das Zimmer verlassen wollte: „Ach
bleib doch noch, Schwester Sammt-
pfötchen!“

Wie herzlich sie lachte — wie Müßig
klang dies Lachen, — als wir ihr diesen
Namen beilegte, welcher so gut für sie
paßte, jedenfalls viel besser, als der
häßliche, offizielle Name „Schwester
Anastasia!“ Und wie gut verstand sie
unsere Redereien aufzunehmen! Mit
welcher Nachsicht brachte sie uns dies
Mama, von denen sie nicht einmal den
Titel wissen mochte, nur damit wir
uns die Zeit vertreiben konnten.

Und eines Tages — hatte sie da nicht
den Einfall, uns zu sagen: „Kinder,
wollt Ihr mir eine rechte Freude ma-
chen?“ „Oh, gewiß, Schwester Sammt-
pfötchen!“ „Nun wohl, dann werde ich
Euch ganz laut vorsprechen „Water un-
ser“ und Ihr sprecht mir leise nach.“

Denn inwiefern sie in der Mitte des
Zimmers nieder und mit ganz verän-
deter, feierlich ernst klingender Stim-
me sprach sie das Gebet aller Gebete
und wir sechs laichen Krieger wieder-
holten: „Dein Wille geschehe,“ während
unsere Gedanken zur glücklichen Kind-
heit zurückkehrten. An jenem Tage war
sie nicht mehr hübsch zu nennen, die
treue Schwester Sammtpfötchen, nein,
sie war schön, von überirdischer Schön-
heit, als sie sich erhob und das Gesicht
vor innerer Freude strahlte! Gottes
Segen über Dich, liebe, treue Schwester
Sammtpfötchen.

Aber die trüben Tage kamen wieder.
Trotz aller Anstrengungen, welche
Schwester Sammtpfötchen machte, um
die Wahrheit vor uns zu verbergen,
drangen die schlechten Nachrichten doch
bis in unsern Salon. Es hatten neue
Kämpfe stattgefunden und eines Mor-
gens, als Schwester Sammtpfötchen zu
uns hertrat, da war ihr Gesicht
ausdrück so tief traurig, daß wir Alle
wie aus einem Munde riefen: „Was
ist passiert?“

Zwei große Thränen rollten über
ihre Wangen und während sie die Hän-
de faltete, sagte sie:
„Orleans ist uns wieder entziffen —
sie werden bald hier sein, mein Gott,
erbarne Dich unser!“

Von dieser Stund' an war alle Freu-
digkeit vorbei! Wir sahen Schwester
Sammtpfötchen nicht wieder lächeln.
Am nächsten Tage hörten wir Sä-
belfaffen in der Halle. Die Thür des
Salons wurde scharf geöffnet und
mehrere deutsche Offiziere traten ge-
räuschvoll herein, während die Schwei-
ster bleich und betrübt ihnen folgte.

„Wieviel Verwundete sind hier?“
fragte der Chef der Abtheilung.
„Sechs, mein Herr.“
„Offiziere?“
„Ja, wohl, mein Herr.“

„Was fehlt diesem? — Und was
hat jener da? Sie müssen uns eine Li-
ste geben mit Namen, Rang und An-
gabe der Verwundungen der hier An-
wesenden.“

„Hier ist sie.“
„Es ist hier eingeschrieben zu warm“,
sagte der deutsche Arzt, welcher die Of-
fiziere beehrte.

Und rasch öffnete er, sich das Recht
dazu anmaßend, eins der Fenster. Ein
Strom kalter Luft strömte herein und
traf direkt das Bett des jungen Offi-
ziers, welcher hustete.

Schwester Sammtpfötchen trat vor
und schloß mit ruhiger Entschiedenheit
das Fenster:
„Ich bitte um Verzeihung, meine
Herren,“ sagte sie, „aber ich habe die
Verantwortung für meine Kranken und
eine veränderte Temperatur könnte ih-
nen schaden.“

Die Deutschen antworteten nichts
und verließen den Salon.
Am Abend küßte der junge Offi-
zier mehr. Die Schwester wachte wäh-
rend der Nacht im Salon; in einem
großen Lehnstuhl sitzend, ließ sie un-
ausgeseht die Perlen ihres Rosenkran-
zes durch die Finger gleiten und erhob
sich oft, um auf den Fußspigen bis
zum Bette des Kranken zu schleichen,
dessen Atmung immer unregelmä-
ßiger und schwächer wurde. Am andern
Tage war eine heftige Lungenentzün-
dung mit starkem Fieber eingetreten.

Als unser Arzt kam, deutete sein
ernstes Gesicht nichts Gutes. Nach mit
hinwegwacht, sagte er ganz leise zu der
frommen Schwester:
„Schlimm, sehr schlimm! Mit der
Schwäche eine böse Komplikation.
Es ist ein schwerer Fall.“

Dennoch ging der Fall ziemlich gut
vorüber. Aber am Abend wurde das
Fieber heftiger. Als der Arzt uns
verließ, schüttelte er bedenklich den
Kopf. Was das für eine Nacht!
Als Schlaf habe ich so manch' schwere
durchlebt, aber dies ist doch die schreck-
lichste von allen gewesen.

Gegen Mitternacht fing der Kranke
an zu phantasieren. Inmitten der ver-
wornenen und abgebrochenen Worte
wiederholte der arme Verwundete wie
einen Hüßler immer wieder: „Mama,
doch und gib mir noch einen Kuß,
einen einzigen, nur einen einzigen!“

Aufrecht an seinem Bette liegend,
blieb bis in die Lippen, aber unermüd-
lich, behauchte die Schwester den Kran-
ken, sich nur auf Stuhlen entfernend,
um die beruhigende Arznei zu holen,
von welcher sie mit großer Mühe dem
Kranken einige Tropfen zwischen die
brennenden Lippen brachte. Und wir
Anderen, wir waren an das Bett ge-
fesselt und mühten uns in ohnmächtiger
Anst' verzehren, so hilflos da liegen,
ohne unserm Kameraden helfen zu
können und der lieben und fürsorgli-
chen Schwester die Nachtwache zu er-
leichtern!

Gegen 3 Uhr Morgens, nachdem sie
sich lange über den Kranken geneigt,
verließ sie leise das Zimmer, ohne ein
Wort zu sprechen und legte gleich
darauf mit dem Geißlichen zurück, wel-
chen sie abholt hatte.

Der Priester gab dem Sterbenden
die heiligen Sakramente. Wir louch-
ten, ohne sie zu verstehen, den lateini-
schen Gebeten, aber da die Schwester
von Zeit zu Zeit „Amen“ sagte, so wie-
derholten auch wir mit „Amen“ und
immer wieder stöhnte der Offizier mit
schwächer und schwächer werdender
Stimme: „Mama — Mama —
küße mich doch noch einmal.“

Als es vollends Tag war, sagte der
Doktor:
„In einer Stunde wird es vorbei
sein.“

Es war nur noch ein kaum verneh-
mlicher Hauch, der sagte:
„Küße mich, Mama.“

Da näherte sich Schwester Sammt-
pfötchen dem Bette, schob den Arm un-
ter den Kopf des Sterbenden, richtete
ihn ein wenig auf und brüdete einen
langen, langen Kuß auf seine bleiche
Stirn. Ein allidliches, verklärtes
Lächeln breitete sich über das Gesicht
des jungen Offiziers und mit dem lech-
ten Seufzer, den er aushauchte, sagte
er noch:
„Danke, Mama.“

Das System.
Herr Kopf, Gelehrter von Beruf,
Ein complirt' System erschuf,
Worin (was er genau begründet)
Jedwedes Ding sein Bläpchen findet.

Und wenn er voll Gelehrsamkeit,
Was neu entsteht im Lauf der Zeit,
In sein System bringen kann,
Wie freut sich da der Wiedermann!

Kommt aber 'was, das wie er's dreht,
Partout in sein System nicht geht,
So kann es — das sieht Jeder ein! —
Nicht existenzberechtigt sein.

Kurz, wenn auch Alles biegt und
bricht,
So fällt doch kein Systemden nicht;
Ja — mag die Welt selbst untergeh'n,
Bleibt sein Systemden doch bestehn!
D. G. Mantalowitz.

Sprüch'ln.
Für All's gibt's a' Sprüch,
An' Reim und a' Red';
Wer nig woah, sagt: „Ja, ja!“
Und kerred't' h' oft net.

Drei Lilien.
Eine deutsch-chinesische Novelle von
Gustav Köffel.

„Die Königin des Tages steigt von
ihrem Thron. Siehe, schon schleift
ihre langwallende Purpurgewand über
Höhen und Thäler von Schantung!
Blumen sind darin eingewirkt: Lilien
und Chrysanthemum. Wohin schrei-
est Du, Weib, mit dem flammenden
Herzen? Und sie steigt weiter hinab
und schweigt. Ihre goldene Haarträh,
durchwirrt von dem feinsten Strah-
len-Diamen, verschwindet hinter dem
Scheitel der Berge. Es wird Nacht,
Lilien folgt auf ihren Spuren der
Mond, sich heraufsend an dem Glanze
ihrer Schönheit. Warum folgt mir
der bleiche Fremde, wenn ich seine Kö-
nigin nicht bin? Warum kommt er,
weil Brautgemach mit der Fadel des
Krieges zu erheben? Liebe wohnt
nicht im gepanzerten Busen. Gürtel
Dein Schwert ab und poche leise an
meine Thüre! Das Lied der Nachtigall
klingt nicht so süß wie Deine Stimme,
wenn sie um Liebe wirbt. Komm!“

Die Geisha Li-li war es, welche oben
im Theebaus des alten Chong-teng
diese Worte mit schmelzender Stimme
sang. Ihre Fingerringe tasteten sich
leise, wie suchend, über die Saiten der
Mandoline. Wie ein Seufzer ver-
klang das mehrmals wiederholte:
„Komm!“

Als die Sängerin geendet, brach un-
ter dem anwesenden Fremden ein Wei-
fallsturm los.
Nur einer sah da stumm und starr,
ein junger deutscher Lieutenant zur
See. Seine Augen hingewandt an der
schönen Erscheinung. Und als die
Geisha nun mit anmutigen Lächeln
ihren Sängersitz einsammelte,
warf er ihr drei Lilien, die ihm gerade
zur Hand lagen, auf den Teller. Ihre
Augen begegneten sich. Sie lächelte und
nickte. Und dann rauchte sie vorüber
in einer Wolke von Duft, um gleich
darauf im Hause zu verschwinden.

Ferdinand! Ferdinand! Ob er
weil hörte! rief lachend ein älterer Ka-
merad des Marine-Lieutenants. Und
als dieser aufblickte, fügte er scheltend
hinzu: „Na, weißt Du, wenn Alle so
empfinden, wie Du, dann würden jene
die Eroberer und wir die Gefangenen
sein.“

„D. ist sie nicht göttlich schön?“ rief
Graf Ferdinand von Waldungen ent-
zückt aus. „Bist Du blind, Freund,
daß Du die Sonne nicht siehst?“

„Nein, ich sehe nur, daß sie unterge-
gangen und daß es Zeit ist, hinter die
Grenspalte zurückzutreten. Am Tage
ist es hier oben auf dem Tisch von
Kiaotschau, wie ich es nennen möchte,
ja ganz gemüthlich. Aber Nachts?
Sieh' nur diese gelben Kerle, wie sie
mit ihren Schlipsgängen jede unserer Be-
wegungen beobachten! Sie möchten uns
wohl gern noch länger verweilen sehen,
um uns dann im Dunkeln auf dem
Heimweg aufzulauern und uns einen
auf chinesischem Stein geschliffenen
Kris in's Herz zu stoßen.“

„Du siehst Gespenster!“ lachte der
junge Graf. „Diese Leute sehen sich
nur darnach, unter unsere Flagge zu
kommen. Nur einen Augenblick!“
Er schritt rasch hinweg, dem Hause
zu.

„Verblendet!“ murmelte Baron
Selben.
Die letzten Worte ihres Liedes hat-
ten einen Sinn, der um so deutlicher
war, als Geisha, während sie sang,
den deutschen Marine-Lieutenant an-
gesehen hatte.

Als Graf Ferdinand bei ihr eintrat,
sah sie auf einem Labouret und über-
schätzte die kleine Münze, welche sie ein-
gesammelt hatte. Die drei Lilien lie-
te sie sich in's Haar geflochten, ein wei-
terer Beweis, daß die persönliche An-
spielung in ihrem Liede dem Grafen
gefallen.

Dieser fand einen Augenblick vor
der listig lächelnden Li-li, in seliges
Schauen versunken. Dann sagte er
leise:
„Ich liebe Dich — ich liebe Dich!
Und wenn Deine Worte von vorhin
mir geblieben, dann nenne mir Ort und
Stunde, geheim genau, um Dir Alles
sagen zu können, was ich Dir hier, wo
an den Wänden Graberhöhen liegen,
nicht sagen darf. Idenest, schönste
Li-li, wann darfst ich beselig Dir zu
Füßen sinken und Dir die kleinen
Hände küßen?“

„Dein Freund wird ungeduldig“,
sagte Li-li hinausspägend. „Wenn
Du den Muth hast, dessen Du Dich
rühmst, dann komm in der Stunde
zwischen 12 und 1 Uhr Nachts an das
leuchtenartige Theebäuschen unten am
Fuße des Berges. Da wird Li-li Dir
ihre Ohr leihen. Nur bring' Deine
Waffe nicht mit. Ihr Kriegen und
Raffeln könnte einen schlaflosen Chinesen
vom Lager scheuchen und zu den
anderen eilen lassen. Dein Schicksal
als Spion kennst Du. Ich möchte Dich
nicht todt, sondern lächelnd zu meinen
Füßen sehen.“

Und dabei lächelte sie selbst so ver-
führerisch, daß der junge Mann am
liebsten gleich zu ihr hinabgestürzt wä-
re, um ihre zierliche Gestalt mit seinen
Armen zu umfangen.

„Ich komme — unbewaffnet!“ sagte
er mit von Leidenschaft erhellter Stim-
me. „Leb' wohl, mein süßes Kind!“

Noch einmal umschloß er die blum-
enschmückte Geisha mit einem lie-
betrunkenen Blick. Dann ging er rasch
hinaus. Für den vorwurfsvollen Blick
seines älteren Freundes hatte er nur
ein verständliches Lächeln. Sein Herz
war zu voll von Glück.

In schlafloser Unruhe verbrachte
Graf Ferdinand die Stunden bis 11

Uhr Nachts. Dann verließ er heimlich
und leise sein Lager. Dem Posten ging
er aus dem Wege. Sein Offiziers-
Mantel — denn weiter sahden jene
nichts von ihm — genügte, um ihm
überall freien Durchgang zu verschaf-
fen.

Nun war er draußen in der schwei-
genden, bunten Nacht, und rasch schritt
er nach dem Kiaotschau beherrschenden
Hügel, von welchem das Theebaus des
alten Chong-teng emporragte.
Wie er jenes Häuschen so tief im
Schatten seines Daches stehen sah und
eine Tobtenstille um ihn her war, wan-
delte ihn zum ersten Male ein Gefühl
von Mißbehagen an.

Wenn nun jenes Mädchen im Bunde
mit seinen Feinden stand?
D psui!
Seine ärztlicher deutscher Sinn em-
pörte sich gegen einen solchen Verdacht.
Dennoch ging er jetzt langsamer, und
kurz vor dem dunklen, kleinen Thee-
haus blieb er stehen, als erwartete er
von dort ein Zeichen.

Ein solches wurde gegeben.
Ein weißes Tuch flatterte auf einen
Augenblick in der dunklen Thüröffnung,
windele und grüßend. Dann ver-
schwand es wieder.
Er eilte nach dem offenen Hause.
„Li-li!“

Mit diesem leisen Freudenruf auf
den Lippen trat er tastend, mit ausge-
breiteten Armen über die Schwelle. —
Ein Haufschlag, von hinten gegen
seinen Kopf geführt, streckte ihn be-
wußtlos zu Boden.

Als Graf Ferdinand aus seiner Be-
läubung erwachte, sah er sich in einer
matt erleuchteten Halle, deren ältliche
Gestaltung vermuthen ließ, daß es ein
ruinlicher Tempelbau war.
Um ihn her hockten ein Menge ke-
wauffueter Chinesen, deren Schlipsgängen
drohend auf ihn blickten.

Der Gefangene, dem das Bewußt-
sein des Geschehenen eben erst dämmerte,
richtete sich starr empor, trotzdem die
Hände auf dem Rücken zusammen-
gebunden waren. Doch bald sollte
er zur Erkenntniß seiner gefährli-
chen Lage kommen.

Ein Dolmetsch war zur Stelle, und
so lernte er verstehen und begreifen,
daß es sich für ihn hier um Leben und
Sterben handelte. Denn was der
Spracher der Gesellschaft ihm hier
ausinandersetzte, war nichts anderes,
als ein Todesurtheil.

Man befragte ihn über die Kriegs-
kräfte der angekommenen und der noch
erwarteten deutschen Truppen, über
die Operationspläne, besonders in Be-
zug auf das den Forts zunächst ge-
legene Kiaotschau u. s. w. und es machte
den Genirud, als wenn ein von
deutschen Instruktoren gebildeter Mil-
itär die Fragen that und als ob man
pläne, auf Grund der erwarteten In-
formationen einen nächtlichen Angriff
zur See und zu Lande in's Werk zu
legen.

Des jungen Offiziers ständige Ant-
wort lautete:
„Ihr werdet mich zum Tode bereit
finden.“
„Wir lassen Dir eine Stunde Bedenk-
zeit!“

Hierauf verließen sämtliche Anwe-
senden den Raum, die wenigen, bunten
Papierlaternen mit sich nehmend.
Wahrlich, zum Nachdenken hatte der
Gefangene nun Zeit in dieser Finstern-
niß und großen Stille, in welcher das
Rauschen des nahen Stromes deutlich
vernehmbar war. Er ging also einem
qualvollen Tode entgegen. Und warum?
Um eines schönen Weibes willen.
Was das ihn mit ihrer süßen Larve be-
hert hatte und deren Blide ebenso falsch
waren wie das Roth ihrer Wangen,
D, daß er sich hätte sagen dürfen, er
sei auf einem gefährlichen Streifzuge
begriffen gewesen und stürbe im Dienst-
e! Aber so — Und wenn man nun
sah, daß er seine Waffen zurückgelassen
und keine Spur von ihm fand,
mußte man nicht glauben, er hatte sich
verborgen und diene den Feinden —
um eines Weibes willen? Und dieses
Weib eine Geisha! Scham und Zorn
trieben ihm das Blut zu Kopf. Baron
Selben würde nicht schweigen. Dann
tam Alles zu Tage, nur nicht, was er
in dieser Stunde gelitten.

Der Gefangene zerrte an seinen Fes-
seln, die er vergebens zu lösen suchte.
Mit einem dumpfen Aufföhnen fant
er zur Seite, ein Opfer seelischer und
physischer Schmerzen, von denen ihn
nur der Tod befreien konnte.

Li-li war, nachdem der Graf sie heu-
te Abend verlassen hatte, unter die
Veranda getreten und hatte ihm nach-
gesehen, so lange sie ihn sehen konnte.
Ja, sie liebte diesen schönen, jungen
Offizier wahr und innig von dem
Augenblicke an, wo er zum ersten Male
hier heraufgekommen war.

Mit der gleichen Ungebild wie er,
hatte sie der verabredeten Nachtsunde
entgegen gesehen.
Als sie dann heimlich ihre Kammer
verlassen wollte, fand sie dieselbe von
außen verschlossen.

Sie erkannte sofort, daß hier Ver-
rath im Spiele war, daß man sie be-
lauscht hatte. Unbewußt hatte sie den
Geleiten in's Verderben gelockt, und
statt ihrer empfinden ihn nun da un-
ten die Mörder; denn ohne Zweifel
waren es solche, welche sich zur Ver-
schönerung der fremden Eroberer ver-
schworen hatten.

Von jurchtbarer Angst erfaßt, be-
mühte sie sich auf jede Weise, aus ih-
rem zeitweiligen Kerker zu entweichen.
Värm durfte sie nicht machen.
Eine geraume Zeit verging, ehe sie
auf den Gedanken verfiel aus Deden
und Kleibern, die sie zerhimmelt, einen
Strid zu drehen und an diesem sich
aus dem Fenster hinabzulassen.

Er reichte nicht ganz.
Nicht im Stande, wieder nach oben
zu klettern, um den Strid zu verläng-
ern, mußte sie abspringen.

Es gab ihr eine arge Erschütterung,
und dann fand sie, daß sie sich den lin-
ken Fuß etwas verstaucht hatte. Den-
noch eilte sie fort, froh, ihrem Kerker
entronnen zu sein.

Im Begriff, von dem Hügel hinab-
zufallen, bemerkte sie mit scharfem
Säberblick, daß unten verächtliche Ge-
stalten um das einsam gelegene kleine
Theebaus herum sich bewegten.
Sie tam zu spät!

Ein erschütter Schrei und ein dumpfes
Boltern tönte aus der Tiefe herauf.
Sah ohnmächtig vor Schreck sank sie
zu Boden.

Wenige Minuten später kamen eine
Anzahl Männer aus dem kleinen Thee-
haus heraus, einen scheinbar leblosen
Körper zwischen sich tragend.
Sie folgte in angemessener Ent-
fernung.

Der verentete Fuß begann bereits
anzuschwellen u. war äußerst schmerz-
haft. Zum Glück konnten auch die
Männer mit ihrer schmerzlichen Last nicht
so schnell von der Stelle.

Li-li kannte die ganze Umgegend
genau, sie ersah alsbald, wohin man
den Gefangenen brachte und konnte
nun langsamer folgen. So langte sie
gerade bei der außerhalb Kiaotschau
gelegenen Tempelruine an, als drinnen
das Verhör des Gefangenen stattfand.
Alle Verschworenen hatten sich zu die-
sem Zweck in's Innere begeben. Li-li
kannte die Anlage und vermochte so
bis an eine offene Innenthür zu ge-
langen, von wo aus sie Alles be-
lauschte.

Welch' ein Held war dieser Mann!
— Sie war fast entschlossen ihn zu
befreien.

Nachdem jene hinaus, und ihre
Schritte und Stimmen verhallt waren,
taffte sie sich mit äußerster Vorsicht
nach dem Gefangenen hin, und als je-
ner aus halber Beläunigung aufstuh,
flüsterete sie ihm auf Englisch ein paar
Worte zu, die ihm den Mund verschlos-
sen.

Sie trug ein Dolchmesser bei sich.
Mit dem löste sie seine Fesseln. Dann
erhob sich beide. Sie ersahte seine
Hand und führte ihn durch Säle und
Gänge leise hinaus.

Bei jedem Schritt hätte sie auf-
schreien mögen vor Schmerz, aber sein
leiserer Wehlaut kam über ihre zuden-
den Lippen.

Endlich standen sie draußen im
Schatten einiger Büsche.
„Nicht müssen wir uns trennen!“
hauchte sie. „Gile dortan und rufe mich
aber, als bis Du in Eurem Lager an-
gelangt bist. Ich kenne hier jeden
Schritt und werde mich auf einem an-
deren Wege nach dem Theebaus zurück-
begeben. Komme in der nächsten Zeit
nicht wieder dorthin! Nur todt weißte:
Ich liebe Dich und habe Dich nicht ver-
rathen! Alles weitere später. Fort!
Leb' wohl! Küße mich zum Abschied!
Und so leb' wohl!“

Er wollte noch etwas sagen, aber sie
drängte ihn von sich. Sie vermochte
sich kaum noch aufrecht zu erhalten.
Er sollte nicht wissen, daß sie verwundet
war. Sonst, das sagte sie sich, würde
er sie nicht verlassen haben, und trug er
sie fort, so war seine Flucht vereitelt.

Er ging lautlos fort und verschwand
im Dunkel der Nacht.
Nur war es zu Ende mit ihrer
Kraft. Mit einem dumpfen Wehlaut
sank sie zu Boden.

Den Tag über rief man sie an.
Denn tamer Schritte daher, viele, ha-
stende. Sie sah sich umdrängt, mit
Fragen besührt. Man schleppte sie
nach dem Hause zurück. Dann wurde
es dunkel vor ihren Augen.

„Hast Du es schon gehört?“ fragte
am folgenden Abend der eben heim-
kehrende Baron Selben seinen Freund.
„Nein, was denn?“

„Die Geisha, mit der Du gestern
dormierst, hat man innerhalb einer
alten Tempelruine ermordet aufgefunden,
von vielen Dolchen durchbohrt.
An ihren bleichen Lippen gepreßt, hielt
sie Deine drei Lilien.“

**Incognitos fürstlicher Persönlich-
keiten.**
Die häufigen Reisen der Souveräne
und die damit verbundene Last offi-
cieller Empfänge hat ein förmliches
System von ganzen und halben Incog-
nitos ausgeb